



Max Karlemann

Im Wohnzimmer
brennt Licht

Erinnerungen

VON LOEPER LITERATURVERLAG

Zur Wahrung ihrer Anonymität werden einige in diesem Buch erwähnte Personen unter Pseudonym oder mit abgekürztem Nachnamen genannt.

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gehen Sie uns „ins Netz“!

Besuchen Sie uns im Internet unter
www.vonLoeper.de

Gerne senden wir Ihnen kostenlos ausführliche Informationen zu unserem Verlagsprogramm zu und informieren Sie regelmäßig über wichtige Neuerscheinungen zum Thema (Adresse siehe unten).

Originalausgabe

1. Auflage 1-0818-bo
© 2018 by von Loeper Literaturverlag
im Ariadne Buchdienst, Karlsruhe

Alle Teile dieses Buches dürfen ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung weder mechanisch, elektronisch oder fotografisch vervielfältigt oder in elektronischen Systemen oder Kommunikationsmitteln eingespeichert werden. Dies gilt insbesondere für Fotokopien, Auszüge für Lehrmaterialien, Nachdrucke, Speicherungen auf CD-ROM oder anderen Trägern und Speicherung oder Veröffentlichung im Internet.

Gesamtherstellung und Vertrieb:
Ariadne Buchdienst
Daimlerstr. 23, 76185 Karlsruhe
Tel. (0721) 46 47 29-029
Fax (0721) 46 47 29-099
E-Mail: Info@vonLoeper.de
Internet: www.vonLoeper.de

ISBN 978-3-86059-376-9

Danksagung

Bis ich diese Zeilen zu Papier bringen konnte, benötigte ich vieler Hilfen: Mein Sohn Herbert ermöglichte mir den Zu- und Umgang mit dem „Wesen“ Computer als Schreibmaschine und verließ oft eigene Pfade, um mich auf meinem zu stützen. Herr Dr. Bauer vom „Schlesischen Museum zu Görlitz“ hat nicht nur etliche Korrekturen gelesen, sondern auch Gedächtnislücken gewisse Daten betreffend zu schließen geholfen. Juliane „Jani“ von Crailsheim hat sich in rührender Weise mit dem Manuskript und der Verlagsuche beschäftigt und mit spezifischer Zähigkeit Steine aus dem Wege geräumt. Nicht zuletzt half mein später, inzwischen leider verstorbener Freund Dr. Johannes Sziborsky mit Daten dem Gedächtnis nach.

Inhaltsverzeichnis

Prolog	8
Erste Erinnerungen	10
Recht	12
Mein Leben zwischen den Stühlen	15
Zerstörung des Rechts	19
Folgezeit nach der Entlassung aus dem KZ Buchenwald	26
Das Familienleben in Breslau beginnt sich zu „normalisieren“	37
Ehescheidung wegen „böswilligen Verlassens der Familie“	41
Ein glücklicher Armbruch	43
Feindsender	46
„Auf den Führer ist ein Attentat verübt worden“	47
Musik	49
Freunde und das Gegenteil	52
Mitschüler Horn	52
Mitschüler Karl-Heinz Frank, Wolfgang Köstlin, Peter Anders	52
Ein Freund: Peter Machunze	53
Freund Deelein	57
Freund Dieter Schäfer	58
Freund Würschtel	60
Flucht	65
Schreiberhau	71

Lenzen an der Elbe – Kriegsende	76
Leben unter sowjetrussischer Besatzung – Die Fortsetzung der Rechtlosigkeit	83
Bahnfahren anno 1945	95
Ein Neubeginn in Landshut	103
Suchdienste – Wiedersehen im zertrümmerten Restdeutschland	109
Ausbildung – Kaufmannslehre – Abitur – Studium	112
Die Rückkehr des Vaters und die Zeit danach	116
Spätere Wiedersehen / Gar kein Wiedersehen	123
Erfahrungen mit dem Antisemitismus nach 1945	125
Alpträume	130
Reise nach Breslau mit Deelein und Frau und Tochter Sabine	134

Prolog

*Ich kam in diese Welt herein,
Mich haß zu amüsieren,
Ich wollte gern was Rechtes sein
Und mußte mich immer genieren.
Oft war ich hoffnungsvoll und froh,
Und später kam es doch nicht so.*

*Nun lauf ich manchen Donnerstag
Hienieden schon herumher,
Wie ich mich drehn und wenden mag,
's ist immer der alte Kummer.
Bald klopft vor Schmerz und bald vor Lust
Das rote Ding in meiner Brust.*

(aus: Wilhelm Busch, Kritik des Herzens)

Meine Tochter „Mene“ hat mich 2008/2009 ermuntert etwas aufzuschreiben. Nun denn:

Geschichte an sich ist abstrakt. Erlebnis ist konkret. Wenn Erlebnisse zu Geschichte werden, ist man alt. Es kommt sehr darauf an, von welcher Warte aus man Geschehnisse betrachtet. So werden die Herren Roosevelt, Churchill und Stalin in Jalta eine von der meinen in Deutschland recht unterschiedliche Ansicht über die Westverschiebung Polens gehabt haben. Ich hatte also meine kleine Warte, wozu mir „Windgespräch“ von Christian Morgenstern einfällt:

*„Hast nie die Welt geseh'n?
Hammerfest – Wien – Athen?“*

*„Nein, ich kenne nur dies Tal,
bin nur so ein Lokalwind -
kennst du Kuntzens Tanzsaal?“*

*„Nein, Kind.
Servus! muss davon!
Köln – Paris – Lissabon.“*

Vorgetragen von Gerd Fröbe wurde das kleine Gedicht mir unvergesslich.

Vater, Mutter, Verwandte, mit denen man gemeinsame Erlebnisse hatte, und Freunde, kurz: Zeitgenossen mögen zwar gestorben sein, aber sie sind immer gegenwärtig und somit nicht eigentlich tot.

Bei Siegfried Lenz habe ich jüngst, und zwar in seiner Novelle „Schweigeminute“ (2008), eine Art Entschuldigung dafür gefunden, dass ich mich zunehmend mit Vergangenheit und Vergangenen beschäftige. Er schreibt da: „Was Vergangenheit ist, ist dennoch geschehen und wird fort dauern“. Das nehme ich dankbar an, als eine Art Gegenargument gegen den selten ausgesprochenen, aber häufig empfundenen Vorwurf meiner jungen Zeitgenossen, dass inzwischen die Vergangenheit in meiner Gedankenwelt einen übermäßig großen Stellenwert eingenommen habe.

Erste Erinnerungen

1931

„Jede Beobachtung braucht Zeit. Erfahrung ist mit Zeit eingerührt, innig verrihrt, wie die Apotheker sagen, also untrennbar verbunden.“

(aus: Erhart Kästner, Aufstand der Dinge)

Eigentlich können einem die Juden leidtun“, sagte ich im Badezimmer als Vierjähriger auf dem Nachttopf sitzend zu meiner älteren Schwester Uschi, die ihrerseits auf dem Klo saß.

Wir wohnten damals – wohl in den Jahren 1929 bis 1934 – in Breslau in der Gellertstraße 14, 3. Stock, in einer 5-Zimmerwohnung. Im Badezimmer waren die Fensterscheiben mit einem bunten, lichtdurchlässigen Zierpapier beklebt. Das Fenster ging auf einen Lichthof; sonst hätte man wohl den anderen Mietern ins Badzimmer geguckt.

Vor Weihnachten schwamm dort der Karpfen einige Tage in der Badewanne, bis ihn Vater schlachtete, indem er ihm zuerst mit dem Hammer auf den Kopf schlug, während er ihn in ein Handtuch gewickelt festhielt, und ihm dann mit einem spitzen Messer Brustkorb und Bauch aufschlitzte, sodass das Blut herauslief. Im Badezimmer stand neben dem Klo auch mein Nachttopf. Der war weiß emailliert, Sitzkrempe und Griff tütenblau umrandet, und hatte die Form eines umgekehrten Zylinderhuts mit Henkel. An einer Stelle der Sitzkrempe war die Emaille in Fingernagelgröße abgeplatzt und das graue Metall war sichtbar.

„Wir sind doch auch Juden!“, antwortete die.

Von dieser Minute an, mit einem deutlich empfundenen Schrecken, beginnt meine persönliche Erinnerung an mein eigenes Leben. Nun gehörte ich plötzlich selbst zu den bedauernswerten Juden, von denen man die Erwachsenen sagen hörte, dass man ihnen das Leben immer schwerer machte. Das muss irgendwann im Jahre 1931 gewesen sein.

Recht

An erster Stelle steht in meiner Erinnerung das Recht. „Tue recht und scheue niemand“ hatte mein Vater meiner Schwester ins Poesie-Album geschrieben. Mädchen hatten damals ab einem gewissen Alter ein Poesie-Album. Das „Tue recht und scheue niemand“ schien mir eine Richtschnur zu sein, über die man allenfalls hätte diskutieren können, wenn das Rechtsempfinden nicht eindeutig war, die man aber unter keinen Umständen hätte ignorieren dürfen. Später mutierte die Regel zu einem Wegweiser ins sichere Verderben – vor allem das Gebot „scheue niemand“ zu befolgen wäre verhängnisvoll gewesen. Die Wilhelm Busch'sche Variante „Scheue Recht und tue nie was“ diente zwar dem seelischen Gleichgewicht, war aber keine echte Option. Dass äußere Umstände das Rechtsempfinden beeinflussen und ändern können, habe ich staunend erfahren, als der Krieg unmittelbar in den Alltag eingedrungen war.

„Hilf mir mal, Max! Wir müssen da eine Truhe tragen“, sagte „Onkel“ Edzard (Pfarrerssohn und von Beruf Schauspieler) zu mir im Sommer 1945 als ich ihn und seine Frau, „Tante“ Lotte, in Berlin-Eichkamp besuchte. Das tat ich damals fast täglich nach meiner Arbeit als Hilfskellner in dem britischen „Jerboa Club“ am Funkturm, um von den beiden einen Teller Grütze zu essen zu bekommen. Als Gegenleistung sammelte ich Zigarettenkippen für Onkel Edzard. Wir gingen also einfach einige Häuser in der Straße weiter und holten aus einem leer stehenden Hause eine schwere hölzerne Truhe heraus. Unter normalen Verhältnissen wäre das Diebstahl gewesen. Damals – die Häuser standen leer, ob die Besitzer noch am Leben waren wusste niemand – waren die Grenzen des Rechtsempfindens etwas verschwommen. Dennoch hatte ich beim Herausragen der Truhe das Gefühl, dass das eigentlich nicht recht war.

Um die gleiche Zeit in Berlin holte „Tante“ Käthe Kohlen aus dem Keller eines Nachbarhauses, das ebenfalls quasi herrenlos war, um sie im eigenen Hause zu verheizen.

Ebenfalls im Sommer 1945 war ich mit Mutter in der Wohnung von Onkel Walter, einem Bruder meiner Mutter, in Lenzen untergekommen. Wir trafen dort ein mit unserem Gepäck, das wir noch auf unserem kleinen Leiterwagen aus Breslau geladen hatten. Das Wägelchen hatte schon ziemlich Schlagseite, und dort in Lenzen stand in dem Haus, in dem Onkel Walter wohnte, ein grüner Leiterwagen, der noch in besserem Zustande war als unserer aus Breslau. Als ich mit Mutter nach Berlin weiterzog, nahmen wir ohne Umschweife den besseren grünen Leiterwagen mit und ließen unseren alten aus Breslau dort stehen. Wir waren uns des eigentlichen Unrechts schon bewusst, aber die äußeren Umstände hatten doch bewirkt, dass sich das Rechtsempfinden, gemessen an normalen Lebensumständen, geändert hatte. Es galten jetzt andere Maßstäbe.

Bewusst war einem aber auch, dass diese Umstände nicht dauern würden und sich eines Tages wieder normale Verhältnisse einstellen würden. Auch hatte man sehr wohl ein Gespür dafür, ob dieser Rechtsbruch ein schweres Vergehen war oder ob es sich um eine zeitgemäße, dem Überleben dienende Bagatelle handelte. So erinnere ich mich sehr gut an eine Situation, in der ich Ausweispapiere bekam. Niemandem wäre es aufgefallen, wenn ich mich um einige Monate jünger oder älter gemacht hätte. Ich erwog ernsthaft diese Möglichkeit und kam zu dem Schluss, dass es mir zum Schaden ausschlagen könnte – und blieb bei der „rechten“ Wahrheit.

Wir waren bereits in Landshut und hatten schon Lebensmittelmarken, als Mutter eine Wurst stahl. Eines Abends gingen wir in den zuständigen Metzgerladen um etwas zu kaufen. Wir waren allein im Laden, und als die Metzgersfrau im Raum hinter dem Laden verschwand, um etwas zu holen, langte Mutter einfach über die Theke und klaute eine kleine Wurst, die dort lag. Ich wäre vor

Scham und Angst am liebsten im Boden versunken, aber Mutter meinte, sie sähe doch, wie die anderen, einheimischen Käufer immer mit großen Paketen aus dem Laden gingen und wir immer nur winzige Stückchen bekämen. Das stimmte natürlich, aber änderte nichts an meinem Rechtsempfinden. Die Wurst habe ich dennoch mitgegessen.

Mein Leben zwischen den Stühlen

Meine Mutter berichtete mir einmal von einer Begegnung, die sich um 1921 in einer Straßenbahn in Breslau zugetragen hat. Herr Süßmann, ihr Chef bei der Dresdner Bank, traf meine Mutter, die Hebräisch lernte. „Sehen Sie nicht, was um Sie herum geschieht? Sind Sie wahnsinnig?“ Er selbst verstand, was die Stunde geschlagen hatte und wanderte später angesichts des Zulaufes zu der braunen Partei rechtzeitig nach Südamerika aus. Meine Mutter lernte damals hebräisch, weil die Familie meines Vaters – sonst keineswegs besonders religiös – darauf bestand, dass sie vor der Hochzeit Jüdin werden müsse. So konvertierte sie zum Judentum und erhielt dabei den zusätzlichen Namen Esther. Später sagte sie mir, dass ihr diese Religion eigentlich recht sympathisch vorgekommen sei, da sie ihrer Ansicht nach rationaler sei als die christliche. Andererseits aber erzählte sie mir, dass ihr das „fromme Getue“ der anzuheiratenden Verwandtschaft doch auch sehr auf die Nerven gegangen ist. So sei sie einmal explodiert und habe laut ausgerufen: „Na dann behalt‘n Euch!“

Bei meiner Geburt dachten meine Eltern wohl noch, wie viele Juden damals, dass Jude- oder Christsein eine Sache der Religion sei. Die Nürnberger Gesetze, in denen die pseudowissenschaftliche Definition der „Rasse“ zum Fundament juristischer Diskriminierung gemacht werden sollte, waren noch nicht erlassen. Dies geschah erst im Jahre 1935, an einem 15. September, der später auch Geburtsdatum meines Sohnes Herbert werden sollte.

Folglich ließen uns unsere Eltern christlich taufen. Die Taufe fand im Mai 1933 in der Salvatorkirche statt und wurde wahrscheinlich vom Pastor Eitner, der uns auch konfirmieren sollte, vorgenommen. Er gehörte später der Bekennenden Kirche um Pastor Niemöller an. Es existiert noch ein Foto von diesem Tage der Taufe.

Ich musste einen neuen Strickanzug (von der Firma Bleyle) anziehen, den ich partout nicht leiden mochte, weil er nicht nur lächerlich aussah, sondern auch entsetzlich kratzte. Obendrein musste ich auch noch etwas auf der Flöte spielen – jedenfalls hatte ich eine Stinkwut im Leibe, was man mit etwas Empathie auf dem Foto sehen kann.

Meine Abneigung gegen Auffälligkeit scheint weit zurückzureichen. Jedenfalls weigerte ich mich mit der Ostertüte, die Kinder am ersten Schultag auch heute noch bekommen, durch die Straße zu gehen, sodass Uschi sie mir trug (Schulanfang war früher zu Ostern). An Ostern 1934 wurde ich eingeschult und zwar in die Volksschule am Sauerbrunnen. Dort war früher ein kleiner Teich mit einem Kiosk, wo es Kleinigkeiten zu kaufen gab. Im Winter konnte man da Schlittschuh laufen. (Bei einem meiner Besuche in Breslau im Jahr 2009 – ich war inzwischen viele Male anlässlich der Verleihung des „Kulturpreises Schlesien des Landes Niedersachsen“ dort – habe ich den Teich nicht mehr finden können. Die Gegend wurde vom Kriege sehr stark zerstört, aber mein Geburtshaus Augustastraße 2 und unser Wohnhaus Gellertstraße 14 sind irgendwie neu aufgebaut vorhanden.) Mein erster Lehrer hieß Fürle, war ein mittelgroßer älterer Herr und roch immer stark nach Tabak. Er unterrichtete zunächst alles, auch Singen. „Wer hat die Blumen nur erdacht, wer hat sie so schön gemacht“ war mein erstes Lied, das ich bei ihm lernte. Er war ein liebenswerter, freundlicher Mann, und ich erinnere mich noch, dass es ihm leid tat, als ich nach etwa zwei Jahren die Schule verlassen musste, da wir – ich glaube es war 1936 – vom Stadtteil Gräbschen in den Stadtteil Leerbeutel umzogen. Dort kam ich dann in die Fürstenschule, das heißt in die Volksschule an der Fürstenbrücke. Die Lehrer dort waren von sehr verschiedener Art. Ein erster Klassenlehrer, ein Herr Wagner, bewunderte Mutti, sodass ich erstmalig über so ein Brunftgebaren grinsen lernte. Das geschah anlässlich eines sogenannten Wandertages, an dem seinerzeit auch die Eltern teilnehmen konnten.



Eine sehr unangenehme Erinnerung habe ich an eine Lehrerin namens Fräulein Grützner. Eine äußerlich an Wilhelm Buschs Fromme Helene erinnernde Erscheinung, war sie in ein langes Kleid von dünnem Stoff gehüllt – wo vorne war, konnte man an einem sogenannten Lorgnon erkennen. Das war eine Handbrille, die an einem Kettchen um die Taille hing und die sie von Zeit zu Zeit vor ihre Augen hielt. Sie hatte eine Fistelstimme und brachte uns ihre Lieder bei. Der Unterschied im Stil zu meinem ersten Lehrer Fürle war gewaltig. Heute noch habe ich die schrille Stimme im Ohr die sang: „... einst kommt der Tag der Raaache, einmal da werden wir frei! Schaaaffendes Deutschland erwaache, brich deine Fesseln entzwei“ (Melodie: „Brüder in Zechen und Gruben“). Sie war unsere Lehrerin für Deutsch und Singen.